

Volkstum und Geschäft

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **18 (1934)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419740>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Flück & Cie., Bern.

Zum Gedächtnis.

Innert Jahresfrist hat uns der Tod den zweiten unserer großen Mundartdichter entzogen, nach dem frohen Sänger den gemütlichen Erzähler, nach dem Einsiedler den Berner

Rudolf von Tavel

geb. am 21. Christmonat 1866, gest. am 18. Weinmonat 1934.

Wenn heute unsere schweizerdeutsche Dichtung auf dieser achtungswerten Höhe steht, daß man sagen darf: Was heute schweizerdeutsch veröffentlicht wird, ist an Gehalt im Durchschnitt mindestens so gut wie die bei uns veröffentlichte schriftdeutsche Durchschnittsdichtung, so hat der Verstorbene ein großes Verdienst daran. Er hat es versucht und es ist ihm gelungen, uns seine Vaterstadt mit ihren Patriziern, Ratsherren, Offizieren und Soldaten, ihren Künstlern und Handwerkern, dem Nachwächter und weiter hinab bis zum „Hudilumpen“ durch fünf Jahrhunderte hindurch lebendig zu machen und den Gestalten, die wir sonst nur vom trockenen Papier der Geschichtsbücher und von ihren feierlich-steifen Vorbildern her kannten, menschliche Wärme einzuhauchen. Aus seinen Blättern rauscht es uns entgegen, wie aus Widmanns schönem Lied auf die Stadt „am Wellenspiel der Aare“, von stolzer Krieger Schritt, und alte Märsche schallen in ihren Laubenhallen — „wir singen heut sie mit“, wenn wir von Tavels Geschichten lesen. Dann ziehen wir mit ihm hinaus auf die behäbigen Landstige. Wir, die wir überall auch das sprachliche Leben betrachten, freuen uns nicht nur an der Mundart „im allgemeinen“, sondern auch an manch feinem Einzelzuge. Wenn z. B. im Erstlingswerk die dicke „Madame“ Salzkammerherrin an der „Soirée“ sich den Fuß vertreten hat, so heißt das in jener hochansehnlichen Gesellschaft natürlich: „Elle s'est foulé le pied“, aber der Kutscher meldet dann dem Dienstmädchen der Verunglückten: „Dy Alti het sedch der Scheiche gwirset abem Lanze“. Wir freuen uns über den Sprachunterschied zwischen den Kreisen, die zuerst die Sprache der Franzosen ins Land ließen und dann die Franzosen selber kommen lassen mußten (Sä gäll, so geit's!) einerseits und dem urchigen Volke andererseits, aber auch über den Unterschied zwischen dem damaligen Sprachgebrauch jener Kreise, die unter sich vorzugsweise französisch sprachen und schrieben, und dem heutigen, wo die paar sprachlichen Ueberreste aus jener „Franzosenzeit“, der freiwilligen

sprachlichen und der unfreiwilligen politischen, nur noch den Reiz des Edelrostes haben.

Rudolf von Tavel hat unserm Verein nicht angehört — man kann ja nicht überall dabei sein; aber wir wissen, daß er unserer Sache gut gesinnt war; denn namentlich er hat es 1916 gelblich möglich gemacht, daß der Vortrag des Schriftführers über Pflege und Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz veröffentlicht und in weiten Kreisen unentgeltlich verbreitet werden konnte. Innerlich hat er also doch zu uns gehört.

An unsere Mitglieder.

Jedesmal kommen um Neujahr herum einige Austrittserklärungen. Wir teilen unsern Mitgliedern deshalb mit, daß unsere Jahresversammlung vom 4. Wintermonat l. J. beschlossen hat, den einfachen Jahresbeitrag von 5 auf 4 Fr. herab-, dafür freilich den Zuschlag für die „Muttersprache“ von 2 auf 3 Fr. hinaufzusetzen, was unsern Selbstkosten, die vor zwei Jahren erhöht worden sind, ziemlich genau entspricht. Das bedeutet für die einfache Mitgliedschaft doch schon eine Entlastung, über die im Zeitalter des Gehaltsabbaus mancher froh sein wird. Für die Bezüger der „Muttersprache“ macht es freilich keinen Unterschied, aber wenn ihnen 7 Fr. zu viel sind, so lohnt es sich doch eher, auf die Zeitschrift zu verzichten und so 3 Fr. einzusparen. Wir bitten also dringend, unserer Sache treu zu bleiben.

Der Ausschuß.

Volkstum und Geschäft.

Der Obmann der Schweiz. Trachtenvereinigung und Geschäftsführer des Schweizer Heimatschutzes, unser Mitglied, schreibt der N. Z. Z. (Nr. 2143):

Vor einigen Wochen ging im Stadttheater Zürich die Welturaufführung der Revue-Operette „Grüezi“ vorstatten, und mit Glocken und Treicheln wird in die Welt geschellt, daß der große Schweizer Revueschlagler geboren sei. Wir wollen diese auf internationale Wirkung berechnete „Schöpfung“ als solche nicht kritisieren. Der Cocktail ist nach bewährtem Rezept gemischt. Alles ist darin, was die Welt heute wünscht: Prachtentfaltung und Sentimentalität, hochgeschwungene Beine der Revuegirls, ein wenig Schlüpfrigkeit, süße Songs und Filmzauber. Auch die Handlung ist simpel genug, daß niemand sich

darüber den Kopf zu zerbrechen braucht. Bedenklicher jedoch ist der Mißbrauch, der mit unserem Volkstum, mit Tracht und Lied, mit unseren nationalen Spielen und allen Ueberlieferungen, die uns teuer sind, getrieben wird. Man würde uns mißverstehen, wenn man glauben wollte, wir protestierten, weil diese oder jene Tracht nicht richtig sei. Sie sind alle unrichtig, zum Teil sind sie geradezu ins Groteske verzerrt. Unerträglich jedoch sind die Situationen, in welche die Trachtenfiguren im Ablauf des Spieles geführt werden. Da tanzt beispielsweise vor dem Profzeniumsvorhang eine Appenzellerin in der Profzenstracht mit einem Burschen in gelben Satinhosen und blaßgrünem Hemd einen bayrischen Kabarett-Ländler, schwingt ihre eleganten Beine in die Luft, legt sich als Knalleffekt quer auf die Arme ihres Partners, also genau so, wie die Revuetänzerinnen im Casino de Paris. Später singt ein anderes Pärchen, sie in der Schwyzer Kirchenstracht, wiederum vor dem Profzeniumsvorhang, das Schlagerlied von der „süßen Melodie“, dessen erster Vers also lautet:

Man trifft sich in der Bar.

Es bittet jedes Paar:

Herr Geiger, spiel die neuste Nummer!

Die eine will nur einen Tango und die andre einen Slow, Grad dieses eine süße Liedchen, das gefällt ihr so —

Am „Trachtenfest“ vor dem Berghotel, das offenbar die Aufgabe eines Generalsymbols der Schweiz schlechtthin zu erfüllen hat, werden unsere Nationalspiele vorgeführt. Zuerst ein Hornusser-Ballett, in welchem die Schar der jungen Burschen, die den Hornuß mit ihren Wurfstafeln auffangen sollen, durch die Balletteusen in Appenzeller Sennentracht dargestellt wird. Nachher kommt ein Schwingfest an die Reihe, wobei pikanterweise immer ein richtiger Bursche mit einem als Senn verkleideten Ballettkätzchen schwingt. Die Regie ließ sich den Witz natürlich nicht entgehen, daß beim Schlußtanzen die Burschen alle auf den Rücken fliegen und die süßen Transvestiten triumphierend als Sieger dastehen. Dazu schwingt ein Pseudo-Unterwaldner das Banner mit dem weißen Kreuz im roten Feld ...

Wir könnten weiterfahren mit der Aufzählung solcher Unmöglichkeiten, könnten hinweisen auf die Lächerlichkeit der berlinerisch, bayrisch, wienerisch plappernden Sennerrinnen. Das Angeführte dürfte genügen.

Wir mögen unserem Stadttheater jedes Stück gönnen, das ihm seine leeren Kassen füllt. Aber wir wehren uns dagegen, daß man mit den Dingen, die unserm Landvolk teuer sind, in dieser Weise Mißbrauch treibe. Um die Jahrhundertwende hat die Fremdenindustrie die Kellnerinnen als Lockvögel in Trachten gesteckt und hat es so weit gebracht, daß das Landvolk sich der Trachten schämte. Seit bald zwanzig Jahren hat in aller Stille der Aufbau unserer bäuerlichen Ueberlieferungen wieder eingesetzt. Heute, wo das Landvolk den Wert seiner eigenen Kultur wieder erkennt und durch die Tat bejaht, darf es nicht geschehen, daß man ihm in dieser skrupellosen Weise das Schönste, was es besitzt, neuerdings aus den Händen reißt, um damit Geschäfte zu machen. Dazu sind diese Dinge weiß Gott zu gut. Mag „Grüezi“ unserwegen in Paris oder Newyork über die Bühne gehen und dort die Auffassung bestärken, die Schweiz sei ein einziges Fremdenhotel und was es in ihr an Volkstum und Heimatschönheit gebe, sei nur Betriebskapital des Gastwirtschaftsgewerbes. Aber aus unserm Land und vor unsern Augen sollte dieser faule Zauber so rasch als möglich verschwinden.

Ernst Laur.

Was uns das angeht? — Sehr viel! Auch wir wollen ja unser Volkstum kräftigen, freilich zunächst nur das im Sprachgefühl schlummernde, aber wir arbeiten doch in derselben Richtung wie Heimatschutz und Trachtenbewegung und sind schon deshalb verpflichtet, diesen tapfern Widerspruch (es scheint bis jetzt der einzige zu sein) gegen die Verschandelung unserer Heimat durch dieses „Kulturdenkmal“ zu unterstützen. Und auch schon rein sprachlich sind wir an diesem Kulturschwindel leidend beteiligt. Oder muß es uns etwa nicht weh tun, wenn der ganze faule Zauber mit unserm traulichen „Grüezi“ bezeichnet wird? („Salü“ hätte besser gepaßt). Auf dieses „Grüezi“ antworten wir: „Gang zum T...!“ Und wenn diese „Schweizerinnen“ bald berlinerisch, bald wienerisch plappern, so ist das halt eine sprachliche Fälschung. Daß das übliche Kurorchester das ebenso übliche „Schweizerlieder-Portpouri“ spielt, kann man ja in Kauf nehmen, aber daß auch zwischen all das charakterlose Zeug hinein immer wieder heimische Weisen anklingen: der Zapfenstreich, der Bernermarsch, das Lied „Lueget, vo Wärgen und Tal“ usw. wirkt dann schon eher ekelhaft, und daß die Braut am öffentlichen Verlobungstag vor allem Volk von der Gasthaustreppe herab „Heißt ein Haus zum Schweizerdegen“ singt, ist unendlich lächerlich. Als lustigen Einfall kann man noch gelten lassen, daß der Wirt zum „Wilden Mann“ seine drei Söhne nicht nur, wie er sich als „echter Schweizer“ rühmt, hat „dreisprachig erziehen lassen“, sondern schon dreisprachig taufen, und doch heißen sie alle drei gleich: der eine Franz, der andere François, der dritte Francesco — ein geistreiches Sinnbild schweizerischer Einheit bei aller sprachlichen Verschiedenheit! Das Wortspiel aber, durch das aus unserm „Grütli Schwur“ ein „Gritli Schwur“ wird, den die drei Buben dem Wienermädchen Gritli (!) schwören, das empfinden wir dann schon als Frechheit. Nur zu wahrheitsgetreu ist dann freilich die blödsinnig angewandte Redensart „So wie so“, mit der der trottelhafte Hausdiener auf alle Fragen antwortet; das ist der beste Witz des Stückes. Empörend ist die Rolle, die die schweizerische Armee in diesem Sammelfurium von Schweizer-„Attraktionen“ und „Faktoren der Fremdenindustrie“ spielt; die Uniformen sind echt vom Füsilier über den Korporal, den Leutnant, den Hauptmann bis hinauf zum Herrn Obersten; nur daß die Offiziere „Rägelmang“ sprechen zu müssen gauben, zeigt dann wieder, wie hohl dieses „Schweizertum“ ist.

Für einen Schweizer von etwas gepflegtem und nicht veroperetteltem Geschmack ist der Kummel unerträglich. Aber es kann uns auch — und darin müssen wir Dr. Laur widersprechen — nicht ganz gleichgültig sein, ob in Paris oder Newyork von unserm Volkstum, über das in der Welt draußen bereits genug Mißverständnisse bestehen, auf dem Wege der „Kunst“ sogar von der Schweiz selber aus so grundfalsche Bilder verbreitet werden oder nicht. Das ist keine „Kulturpropaganda“, sondern ziemlich schamlose Kulturprostitution. Natürlich wehren sich die Herren vom Gastwirtschaftsgewerbe für diesen „Gruß aus dem Schweizerland“ — der Grundsatz vom Zweck und den Mitteln gilt ja auch im Geschäftsleben, und wir wollen das einem „Interessentenverband“ auch nicht gar übel nehmen. Man hat zwar auch schon vom Grundsatz der „Ehrlichkeit in der Reklame“ gehört. Unehrlich im Sinne des Strafgesetzbuches ist das Nachwerk natürlich nicht, aber es gibt auch noch eine andere, feinere Ehrlichkeit. Und die hätten vor allem der „Dichter“ und der „Komponist“ beachten dürfen, Leute, die doch noch etwas mehr als Volksschulbildung genossen

haben und geistig in der Nähe der wirklichen Kunst aufgewachsen sein müssen. Hätte wohl Gottfried Keller sagen können:

Als ich fern dir war, o Helvetia,
Fasste manchmal mich ein tiefes Leid,
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Als ich „Revue Gräezi“ spielen sah?

Was er wohl dazu gesagt hätte? Man kann es sich denken. Etwas Schweizerdeutsches, aber nicht „Gräezi“.

Was ist wichtiger, Pflege von Mundart oder von Schriftdeutscher Umgangssprache?

Von Zeit zu Zeit erscheinen in den Tagesblättern immer wieder Artikel, die sich in eifriger Weise mit der Notwendigkeit der besonderen Pflege und dem Werte der schweizerdeutschen Mundarten beschäftigen und kein Wort übrig haben für die Wichtigkeit der Beherrschung der deutschen Schriftsprache im täglichen Verkehr.

Das Schöne und Merkwürdige der verschiedenen Mundarten der deutschen Schweiz soll gar nicht in Frage gestellt werden, aber sie können ebenso wenig als allgemeine deutsche Verkehrssprache in Betracht fallen wie z. B. Württembergisch, Sächsisch, Elsässisch oder Plattdeutsch. Uebrigens können sich viele Deutschschweizer, die nur Mundart sprechen, schriftdeutsch überhaupt nicht oder höchst unvollkommen ausdrücken. Dafür einige Beispiele:

Ich beobachtete einmal unseren Dorfarzt, einen Engadiner, der jedenfalls sehr gut Deutsch sprach, im Gespräch mit einer Appenzeller Beeren- und Wurzelsammlerin, die nur Appenzellerdeutsch sprechen und verstehen konnte. Nachdem der Arzt die Frau wiederholt nach ihrem Gebrechen gefragt und die Frau immer wieder geantwortet hatte: „I ha nu wölle cho ge fröge, ob Ehr keni Täg-hüfeli bruched?“ griff ich in das Gespräch ein und erklärte dem Doktor, daß die Frau Hagebutten verkaufen wolle. Der Handel kam zustande, indem ich beiden Personen jeweils die Mitteilungen der anderen übersetzte. Also ein Beispiel dafür, daß es vorkommt, daß sich zwei Schweizer gegenseitig nicht verständlich machen können, wenn sie nicht beide Schriftdeutsch sprechen.

Ich kam später als Monteur in verschiedene der uns umgebenden Länder und konnte oft beobachten, daß es von großer Wichtigkeit ist, seine Muttersprache zu beherrschen, wenn man überall verstanden werden will. Es fehlten mir dazumal auch noch ausreichende Kenntnisse der französischen und italienischen Sprache, und das alles sollte ich in recht eindrucksvoller Weise erfahren. Schon an den Landesgrenzen gab es sprachliche Schwierigkeiten mit den Zollbeamten. Bis an die Montagestellen konnte ich mich dann leicht durchfragen, aber da kamen neue Hindernisse im Verkehr mit Portiers, Direktoren und Betriebsleitern. In der West- und in der Südschweiz gibt es Betriebsleiter, die die deutsche Schriftsprache in durchaus genügender, zum Teil geradezu vorzüglicher Weise beherrschen, manchmal auch Meister und gelegentlich Magaziner und Arbeiter. Im Auslande gehört dies schon zu den Seltenheiten, und ich möchte in Folgendem das Gespräch mit einem Fabrikdirektor beschreiben, dem ich mich in Italien als Monteur vorstellte.

Der Mann merkte sogleich, wo mich der Schuh drückte, und fragte, ob wir uns deutsch verständigen könnten, aber auch das hatte seine Schwierigkeiten. Nachdem er meine Empfehlungsschreiben durchgesehen hatte, entwickelte sich ungefähr folgendes Gespräch: Direktor: Sie sind also

der junge Mann, den mir Ihre Firma empfiehlt für die Aufstellung der angekommenen Maschinen und Apparate. Wie heißen Sie also?, Bürgerort?, Alter?, Bildungsgang?, Berufslehre usw.? — Ich gab meine Antworten so deutlich wie nur möglich, und doch war der Herr von meiner Aussprache gar nicht befriedigt und nötigte mich wiederholt, mich klarer und vor allem deutlicher auszudrücken. Er erklärte mir, daß er Deutsch an wissenschaftlich geleiteten Instituten des Auslandes gelernt hätte und daß man sein Deutsch überall, auch in Deutschland und in der Schweiz vollständig klar und verständlich gefunden hätte. Auch ich verstand den Mann, der sehr geläufig, allerdings mit etwas fremdem Akzent sprach, sehr gut, aber mir fehlte die Geläufigkeit im guten schriftdeutschen Ausdruck. Der überaus freundliche Herr konnte es nicht unterlassen, mich mit meinem Schweizer-„Jargon“ gehörig zu foppen.

Erster werdend sagte er mir: „Ich glaube Ihnen aufs Wort, daß Sie sind ein tüchtiger Fagmann und Monteur; wie aber wollen Sie sich mit unseren Meistern, Magazinern und Ufsarbeitern verständigen; dieselben verstehen nicht oder zu wenig Deutsch? Sie gönnen also als leitender Monteur nicht in Betracht kommen, weil Sie unsere Sprache zu wenig verstehen; ich werde Ihre Firma benagrigtigen und einen spraggewandten Mann verlangen. Ich konstatiere, daß Sie zu geringe Spraggenntnisse besitzen und aug Ihre Muttersprache zu wenig beerrschen. Sie gönnen aber dableiben und ich offe, daß Sie sich so anstrengen, daß wir mit Ihnen bog zufrieden sein gönnen.“

Die Sache verlief in der Folge besser, als ich gehofft hatte, und ich gab mir alle Mühe, auch meine Sprachkenntnisse rasch zu verbessern. Dem freundlichen Herrn Betriebsleiter aber habe ich ein gutes Andenken bewahrt; ich habe ihm vieles zu verdanken.

Noch ein Beispiel aus späterer Zeit:

Ich hörte in einer Versammlung von Betriebsleitern der Metall-Industrie Vorträge, hauptsächlich über neuere Stahlsorten und deren Behandlung. Die vortragenden Vertreter von deutschen Werkzeugfirmen sprachen in formvollendeter Weise über die Sache und luden die Zuhörer ein, einschlägige Fragen zu stellen. Es zeigte sich, daß es einzelnen deutschschweizerischen Fragestellern nicht gelang, ihre Fragen in gutes Schriftdeutsch zu fassen, und es mußten sprachgewandte Berufsgenossen ihren Beistand leihen. Ferner zeigte es sich, daß westschweizerische und Tessiner Fragesteller ein beinahe vollkommenes Deutsch sprachen, daß sie ausnahmslos gut verstanden wurden und gelegentlich mit viel Geschick in die Aussprache eingriffen.

Diese auffällige Tatsache ärgerte mich nicht wenig, und ich nahm mir vor, meine Beobachtungen gelegentlich öffentlich bekannt zu geben und so die Pflege einer guten schriftdeutschen Verkehrssprache fördern zu helfen. Ich frage also: ist es wichtiger, die schweizerischen Mundarten in besonderer Weise zu pflegen, oder die jungen, ins Leben hinaustretenden Berufsleute in ihrer schriftdeutschen Muttersprache, schriftlich, mündlich und besonders grammatikalisch so weit zu fördern, daß sie ein gutes Schriftdeutsch und zwar ohne starke landschaftliche Färbung sprechen.

Die Entscheidung kann nicht schwer fallen. Tatsächlich haben viele junge Deutschschweizer im Auslande unter mangelhafter Ausdrucksfähigkeit in ihrer Muttersprache jahrelang zu leiden; auch haben sie viel mehr Mühe, Fremdsprachen zu erlernen, wenn ihnen die deutsche Grammatik fast oder ganz unbekannt ist; dies wird mir jeder Sprachlehrer bestätigen.